

"Hans Himmelhoch"

Autor(en): **Geering, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„HANS HIMMELHOCH“

Die Welt ist voll von Ruhm. Die Waschzettel der Verleger, die Rezensenten sind es und die literarischen Landsmänner, ob sie nun Berliner, Münchner oder Schweizer heißen. Und wir erleben Wunder, zwanzigste, dreißigste und fünfzigste Tausend und gesammelte Werke zu rüstigen Lebzeiten des Autors.

Wer dürfte noch ruhmreden? Wer in dem Meer von Superlativen, mit dem wir unsere Talente ringen heissen, noch einen Wellenschlag mehr aufwerfen?

Wir wollen heute nicht rühmen, besser gesagt, wir können es nicht. Wir können nur sagen, was ist. Gerühmt werden kann der Dichter nur durch seines- oder höherengleichen. Hier liegt das Geheimnis der Popularität. Und wenn wir ihre Vorbedingungen, angeborenes Mittelmaß oder Konzessionswilligkeit, an dieser Stelle nennen, so geschieht es, um sie beide dem heute zur Betrachtung stehenden Dichter abzusprechen, denn es handelt sich um *Jakob Schaffner* und um sein Buch *Hans Himmelhoch*, Wanderbriefe an ein Weltkind (Verlag von S. Fischer, Berlin).

Hans Himmelhoch, ein Werdender und Wandernder, schreibt diese Briefe an eine Frau, die uns nicht darum wichtig ist, weil er sie als Liebende und Geliebte in der Ferne zurückgelassen hat, sondern weil sie ihm Anlaß und Gelegenheit ist, sein werdendes Weltbild vor ihr zu entrollen und weil die Wandlungen seines Verhältnisses zu ihr zugleich die Stadien seiner Entwicklung kennzeichnen. Denn um ihn allein, um den Seienden und Werdenden, den Menschen von heute und morgen, handelt es sich hier, nicht um Erlebnisse, sondern darum, wie er sie schaut und sie in sich gestaltet und nicht um die Außenwelt, und hieße sie Rom, Weltmeer, Aëroplan, sondern wie er ihren Eindruck verarbeitet und zum Ausdruck seines Selbst umwertet. Die Suche nach dem Ich und seine Auffindung, die Suche nach den Zusammenhängen und Zielen, die diesem Ich natürlich sind, und die Abtretung der wesensfremden Anhängsel und überkommenen Gebundenheiten, das ist die Handlung in diesem Buche. Sie ist dieselbe, obwohl eine variierte und gesteigerte, durch alle Etappen der Wanderung, die von Berlin über Hamburg, Dänemark, Paris und Rom nach einem unbenannten Zuhause geht. Die Entwicklung des Werdenden vollzieht und äussert sich allerdings bei Gelegenheit von Beobachtungen und Eindrücken der umgebenden Örtlichkeit und Menschheit. Und diese Zündlichter haben neben ihrem charakterisierend-psychologischen einen künstlerischen und absoluten Wert durch die nur einer grandiosen stilistischen Begabung möglichen blitzartig scharfen Beleuchtung, in der uns Altbekanntes in klaren, kantigeren Formen, in seiner Bestimmung und Ursprünglichkeit und Neues in seiner unbekanntem Wesenheit aufgehellert wird. Trotzdem sind diese Wanderbriefe ebensowenig eine artistische oder psychologische Eindrucksdeutelei als ein Reiseerlebnisbuch. Was sind sie denn? Und wo liegt ihr Wert?

Vielleicht sind sie ein Ärgernis, eine Ketzerei. Und ihr Wert liegt darin, dass sie zeigen, es gibt Menschen, es gibt heute Menschen, die Voraussetzungen, Überkommenheiten und alle heiligen Krücken fallen lassen und auf sich gestellt, als kosmischer Wille, die Welt aus sich herauschaffen können, die „sich erdreisten und zu ihrem Willen schlägen“, zu der „Gewalt,

die ihnen durch die Unendlichkeit hilft.“ Das ist der Jubelruf der Selbstgewissheit, der das ganze Buch durchtönt. Wer sich täuschen lässt, mag meinen, er sei im Rausch ausgestoßen, so rücksichtslos elementar klingt er, so zuversichtlich und mit Kindesselbstverständlichkeit wird mit jahrtausendgeheiligten Werten aufgeräumt, so narrenwahr tönt es: „Was wir wollen, das sind wir. Und was wir sind, das können wir jeden Augenblick durch uns selber multiplizieren. Wir sind immer wir, multipliziert durch uns selber . . . Dieses ist mein Glaube: was ich will, das werde ich sein. Das Universum ist meine Form . . . Man kann die Arme auswerfen, und Leben und Sterben fällt von einem ab. Die Zeit fällt von einem ab. Die Ewigkeit rauscht einem von den Schultern nieder wie ein schwüler Prophetenmantel. Man zieht tote Religionen aus wie alte Schuhe. Man schüttelt den Kopf und gestorbene Kulturen rieseln auf den Boden wie Blütenblätter aus den Kronen abgeblühter Kirschbäume.“

Dass diese Reden nicht Lehren, sondern Bekenntnis sind, wie es aller frei künstlerische Ausdruck ist, das fühlen wir. Und auch, dass hier nicht von Verstand zu Verstand gesprochen wird, sondern von Seele zu Seele durch das Mittel der künstlerischen Übertragung, die von der Bildkraft des Dichters auf die geistige Anschauung des Lesers stattfindet. Wo die letztere fehlt, wird keine Verständigung möglich sein. Die Gesetzmäßigkeit, die diesem Werk als einer echt künstlerischen Mitteilung eignet, muss dem nur verstandesmäßig sehenden Leser entgehen, da Stil mit dem Gefühl begriffen sein will. Und dieses Buch hat Stil, ist Stil, das heisst unumgängliche, selbst bedingte Ausdrucksform einer Persönlichkeit. Diese Persönlichkeit ist die eines Neuerers, denn sie ringt sich zu den Unwesentlichkeiten der Dinge und Zustände durch. In dieser Eigenschaft ist sie künstlerisch. Darum, wer sich an der Kunst, der alten Neuerin, ärgert, der gehe vorüber. Wer in der immer veränderten Form die alte erkennt, der öffne auch heute Augen und Seele zu ihrem Empfang. Sie wird anstößig sein wie irgend ein Absolutes. Wir werden da und dort unsre Fühlhörner verletzt zurückziehen, und wir werden sie doch wieder begierig ausstrecken, uns an das Neue der Empfindung gewöhnen und uns sagen, dass unsre Schneckenlangsamkeit wieder einmal nicht nachgekommen ist, dass uns eine Voraussetzung den freien Empfang auf Seite des Stiles oder des Inhalts verstellt hat. Und wir gehen wieder mit. Wir stimmen nicht immer bei; aber wir freuen uns der künstlerischen Tat in selbstvergessener Freude. Wir fragen bald nicht mehr nach unsrer Zustimmung. Aber unser Ohr schärft sich für den Klang ehrlicher, bitternisfreier Selbstentdeckung. Wir hören die feineren Geheimnisse der Kunst. Nun merken wir auch dann und wann den harten Anklang eines Ärgernisseines, eines Überbleibels aus Unüberwundenem und der Seitenhieb, der darauf fällt, klingt nicht mit in der Harmonie des Ganzen. Wir fühlen, dass hier der Künstler seiner Menschlichkeit Tribut gezahlt hat. Und doch bleiben wir gebannt in den Zauber und die Kraft des bildersprudelnden Stiles, der gedankensprühenden Persönlichkeit.

Und wenn wir zu Ende sind und nun glauben, wir hätten einen rein künstlerischen Genuss prüfend ausgeschlürft, so merken wir einsmals, dass wir dieser Lektüre gegenüber nicht nur genussfreudiger Schmecker, sondern dürstend hingebener Empfänger waren. Wir sind gestärkt, freier, bereichert; wir sehen das Leben mit frischeren Augen an und bieten ihm eine mutigere Stirn.

Schaffners Hans Himmelhoch ist ein Lebensbuch, ein Buch, auf das man seine Liebsten und Verständnisvollsten aufmerksam macht, von dem man ihnen zuflüstert: „Hier ist etwas zu holen. Und hier ist Einer, der kanns.“

MARTHA GEERING



„PRINZ GOLDHAAR UND DIE GÄNSEHIRTIN“ IM ZÜRCHER STADTTHEATER

Alljährlich auf das Fest der Freude erscheint das Weihnachtsmärchen auf unserer Bühne. Meist geht es dabei recht improvisiert zu. Ein bisschen Handlung wird mit szenischen und choreographischen Bildchen ausgeschmückt, exzentrische Lustigkeit darf nicht fehlen, und ein wenig Musik muss den „Stimulus“ erhöhen. Fräulein *Anna Roner*, eine talentvolle zürcherische Musikerin, wollte nun unsern Kleinen zu Weihnachten 1909 eine bessere Gabe schenken. Sie nahm ein heimisches Märchen, entwickelte es zu einer hübschen dramatischen Dichtung in drei Aufzügen — deren zwei hätten freilich genügt. In *Hans Jelmoli* fand sie dann den rechten Mann, der ihre Idee zu voller Verwirklichung brachte. Er wurde zum leitenden Geist des Stückes, mit besonderem Geschmack und Feingefühl wusste er das Ganze szenisch zu gestalten. So sehr er die Art des Stückes in sich aufnahm und sich ganz zu eigen machte, seine Musik, die er zu dem Märchenspiel schrieb, bewies am schönsten, wie er das Recht der Dichtung zu wahren wusste. Und damit käme ich zum besten in Jelmolis Musik: sie wirkt nie aufdringlich. Ja, der Komponist hat seine Töne so fein zwischen die Worte geflochten und sie ihnen so schön untergeordnet, man fühlt kaum, dass man dem mit Recht viel angefeindeten Melodram gegenübersteht. Jelmoli hat diese musikdramatische Form mit solch apartem Verständnis, mit solcher Feinheit behandelt, dass man es bedauert, die Musik nur einen Augenblick vermissen zu müssen. Sie ist diesem Märchenspiel das festigende Element; den in der Dichtung recht kompakten, schön aufgebauten ersten Aufzug rundet sie ganz prächtig ab, auch im Finale des Stückes ist sie es wieder, die ihm einen gefestigten, glücklichen Abgang schafft. Aber nicht die Musik an und für sich ist allein Jelmolis größtes Verdienst um dieses Märchenspiel, sondern seine Art, wie er als künstlerischer und musikalischer Regisseur dem Ganzen beikam. Man muss sich nur den ersten Aufzug mit seiner prächtigen Kongruenz des Rhythmus und des Charakters zwischen der Musik und den entzückenden choreographischen und szenischen Bildern vergegenwärtigen, welcher feinen diskreten Unterton schafft die Morgenmusik zu der Elfenszene, wie reizvoll decken sich die leichten Bewegungen im „Tanz der Blütenelfen“ mit der schön beschwingten, periodisch prächtig aufgebauten Musik und dem wohligen Trio. Mit kurzen Strichen weiß Jelmoli des Königs Auftreten und dessen Aufforderung „Musik und Tanz“ anzutönen. Auf der feierlichen „Sarabande“, von rotgekleideten Fackelträgern geschritten, — ein Bild von prächtiger Farbenwirkung, doch logisch nicht ganz einwandfrei — lastet aber noch der schmerzliche Eindruck der Verstoßung der Prinzessin Apfelblüte; die Festfreude vermag nicht recht aufzukommen,